

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 31.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

(Beschluß.)

Das Citronenbäumchen.

Abends vorher, eh' der Bruder nach Warschau abreisete, hatte sich die Familie zu einem kleinen Abschiedsfeste versammelt, wobei der Freund natürlich nicht fehlen durfte. Sie brachten einige Stunden in heiter wehmüthiger Stimmung zu. Zuletzt sollte, als etwas ganz Außerordentliches und der feierlich ernstern Gelegenheit Angemessenes, ein Punsch zubereitet werden. Die Besorgung desselben gehörte der Wirthschafterin, und das war Röschen. Walter ging ihr hilfreich an die Hand. Dabei konnten sie ungestört zusammen plaudern, und dazu schienen sie heute besonders ausgelegt. Sie begannen in der Küche ihr Geschäft damit, die Citronen auszupressen. Dabei führten sie folgendes Gespräch.

„Wenn mein Bruder fort ist, werden Sie auch nicht mehr in unser Haus kommen,“ sagte Röschen verschämt. „Es wird recht einsam bei uns sein.“ Und ein Seufzer entstieg unwillkürlich ihrer Brust.

„Ich weiß ja nicht, ob ich kommen darf und angenehm bin,“ versetzte Walter.

„Ach, das wissen Sie! Woraus könnten Sie denn das Gegentheil schließen?“

„Also Sie werden mich gerne kommen sehen, Röschen?“

„Von Herzen gern,“ flüsterte sie, purpurroth mit niedergeschlagenem Blick. „Ach, sehen Sie nur, was das für eine große, prächtige Citrone ist! Von solcher Fülle habe ich bis jetzt noch keine gesehen.“

„Sie haben recht, das ist ein herrliches Exemplar. — Röschen, sind Sie mir denn wirklich gut? Bitte, sagen Sie es mir!“

„Wie Sie nur noch fragen können!“ versetzte die verschämte Jungfrau kaum hörbar.

„Ach, sagen Sie: Ja! daß ich es bestimmt weiß.“

„Sie wollen es von mir hören, und haben mir selbst noch nichts gesagt. Schickt sich denn das?“

„Sie haben wieder recht. Aber es hat mir nie über die Lippen gewollt; ich konnte nicht den Muth gewinnen, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe. Und das ist ja eigentlich auch unaussprechlich. Kein Wort bezeichnet die Tiefe und Innigkeit meines Gefühls. Und doch, da ich es Ihnen nun einmal gestanden habe, möchte ich fort und fort davon reden. Was sagen Sie nun dazu?“

„Daß es mir mit meinen Gefühlen gerade so ergeht. Ich kann weiter nichts sagen, als daß ich Sie ebenso liebe.“

„O wie glücklich machen Sie mich durch dieses Geständniß!“

Die große Citrone war unterdessen zerlegt und wurde nun von den gemeinschaftlichen Kräften des liebetrunkenen Paares ausgepreßt. Und sieh', wie wunderbar! während jede der kleinern Citronen viele Kerne

gehabt hatte, kamen aus dem Fleische der großen nur zwei hervor. Aber diese beiden waren größer und stattlicher als alle übrigen.

„Diese Kerne bedeuten unsere Herzen, die sich in diesem Augenblicke auf ewig vereinigt haben!“ rief der Jüngling.

„Das ist ein schöner Gedanke von Ihnen!“ sagte Röschen überrascht. „Wie diese goldne Frucht sie beide einschloß, so soll die Liebe unsere beiden Herzen einschließen und vereinigen.“

„Noch besser! Wir wollen diese beiden Kerne in eine große Scherbe pflanzen, und wie sie aufkeimen, wachsen, blühen und endlich Früchte tragen, so unsere Liebe.“

Röschen klatschte vor Freude in die Hände. Hurtig sprang sie fort und brachte bald darauf den größten mit guter Erde gefüllten Blumentopf; denn sie war eine Blumistin und hatte diese Liebhaberei von ihrem Vater geerbt. „Darin haben sie beide Platz.“ — Walter steckte die Kerne in die Erde; Röschen sah ihm andächtig zu. Als er fertig war, küßte er das liebe Kind auf Mund und Wange. „So, nun bist Du vor dem lieben Gott meine Braut, und zum Zeichen unseres Herzenbundes haben wir diese Kerne der Erde anvertraut. Morgen, wenn ich Deinen Bruder begleite, will ich ihm unser Geheimniß entdecken und ihn um seine Einwilligung zu unserm Bunde bitten; nachher auch Deine Mutter. Und nun nenne mich auch Du.“

Röschen lispelte verlegen: „Du lieber Wilhelm!“ Und nun waren sie beide wieder froh, wenn auch etwas befangen, wie scheue Kinder. Als sie aber nachher im Kreise der Familie ein Gläschen des Getränkes geschlürft hatten, das ihre junge Liebe bereitet und gleichsam gewürzt, wurden sie fast ausgelassen, und wenig hätte gefehlt, daß sich das überglückliche Röschen verathen und ihren Wilhelm vor Allen geduldet hätte.

Der scheidende Bruder und ein Paar Tage später die Mutter gaben mit Freuden ihre Einwilligung, nur machte die sorgsame Wittwe, die ihr Röschen über Alles liebte, zur Bedingung, daß die Leutchen noch einige Jahre warten mußten, bis Röschen zwanzig Jahre alt sei, und Walter sich einen eignen Heerd gegründet habe.

Nun kam der Verlobte wöchentlich einige Mal von der Fabrik herüber, übrigens änderte sich gar nichts im Leben dieser einfachen Menschen. Das freudigste Ereigniß für sie war, wenn ein Brief vom Bruder

kam oder sie die Antwort darauf schrieben. Weil nun aber das Verhältniß so blieb und man nichts von Hochzeitmachen hörte, so kam es, daß mancher Freier anfragte, der den blassen Porzellanmaler bei der sich üppig entfaltenden Rose auszustechen versuchte. Röschen lachte darüber. Es ging ihr auf der Welt nichts über ihren Wilhelm.

Etwas hatte die beiden liebenden Herzen von Anfang eine oder zwei Wochen betrübt; nämlich von den beiden Citronenkernen war nur einer aufgegangen. Sie warteten lange und sehnsuchtsvoll auf das Aufkeimen des andern; Röschen sah jeden Tag darnach, Wilhelm, so oft er kam; aber es stellte sich kein Keimchen ein, während das aufgegangene rasch und üppig emportrieb.

Endlich grub Röschens Ungeduld im Beisein des Geliebten mit dem niedrigsten Finger nach dem Kern und fand ihn verfault. Wilhelms Auge trübte sich, eine Thräne zitterte an seiner Wimper.

„Nur Dein Stöckchen blüht empor,“ sagte er wehmüthig; „mein Kern ist verdorben. Ich werde sterben und Du wirst glücklich sein.“

Röschen erschrak vor diesen Worten im innersten Herzen. Endlich sagte sie mit Mühe: „Es kann ja auch mein Kern gewesen sein, der verfault ist, und ich glaube gewiß, es ist der meinige gewesen.“

Mehrere Tage war ihr aber recht weh zu Sinne, und wenn Wilhelm nicht da war, weinte sie viel. Er war sehr still und in sich gekehrt. Nachher tröstete Röschen: „Unsere Liebe soll nur eine sein, und ist auch nur eine einzige, unzertrennliche, untheilbare, und als solche blüht sie lustig empor. Deshalb ist auch nur ein Bäumchen aufgekommen; es soll ja unsere Liebe bedeuten.“

Nach einiger Zeit hatten sie den ganzen Vorfall vergessen, wenigstens thaten sie beide so gegen einander, und erwähnten des Bäumchens nicht mehr.

Es vergingen ein Paar Jahre in ungetrübter Heiterkeit. Röschen lebte in ihrem Wilhelm, er war nur glücklich in ihrer Nähe; sie waren also sehr oft zusammen. Röschen wurde immer schöner, blüdete immer üppiger, Wilhelm wurde immer blässer und wellte sichtlich dahin. Alle Leute sahen, daß er krank war, nur Röschen nicht. Er klagte nicht und war heiter und zufrieden. Aber er litt an einer unheilbaren Krankheit, an einer Leberschwindsucht. Ohne es Röschen merken zu lassen, brauchte er schon geraume Zeit ärztliche Hilfe. Obgleich er die Abnahme seiner Kräfte

spürte, setzte er seine Besuche im Hause der Pfarrerswittwe nicht aus. Endlich konnte er eines Morgens sein Lager nicht mehr verlassen.

Wenn er in drei oder vier Tagen nicht kam, fiel es Röschen gerade nicht auf; er konnte Abhaltungen haben. Am fünften Tage ließ er ihr sagen, er sei krank geworden, sie möchte ihn mit der Mutter Sonntags besuchen, wenn er indessen nicht auf sei und sie besucht habe.

Dieser Aeußerung nach hielt Röschen die Krankheit des Geliebten für sehr unbedeutend und machte sich gar keinen Kummer darum. Im Gegentheile rüstete sie sich mit frohem Herzen zu der kleinen Sonntagsreise und dachte daran, womit sie ihren Wilhelm erfreuen möchte. So saß sie, aus der Vormittagskirche heimgekehrt, in ihrem halb ländlichen, halb städtischen Staate auf ihrem Stuhl auf dem Fenstertritte und ordnete in Gedanken, was sie für Wilhelm alles mitnehmen wollte. Ihre Augen hafteten dabei unwillkürlich auf dem Citronenbäumchen, das seinen festen Platz neben ihr im Fenster hatte, so daß ihr Athem seine Blätter streifte. Es war zur kleinen Gerte aufgeschossen, hatte schon etwas Holz angefaßt und sechs große frische Blätter getrieben. Unter allen Gewächsen und Blumen, welche Röschen besaß, war ihr das Citronenbäumchen das liebste. Sie sah täglich wohl zehn Mal darnach und freuete sich jedes neuen Keugleins, das ein Blättchen zu werden versprach. Als sie nun so darauf hinsah, ließ plötzlich das Bäumchen im Nu und wie auf einen Ruck alle sechs Blätter auf ein Mal schlaff am Stämmchen herabfallen, so daß sie wie gelähmte Flügel eines Vogels herniederhingen. Röschen sprang erschrocken auf, nahm den Blumentopf mit dem Bäumchen aus dem Fenster, befühlte alle Blätter, suchte sie aufzurichten; vergebens! Sie hingen schlaff herab, hatten plötzlich alle Frische verloren und fühlten sich weich an. Röschen glaubte, es fehle dem Bäumchen an Feuchtigkeit, obgleich sie ihm Abends vorher Wasser gegeben hatte; sie holte eilig Wasser und begoß es, aber es half nichts. Die bedenklich werdende Mutter wußte auch keinen Rath, und Röschen lief mit dem Bäumchen im Arme zum Schullehrer, der ein tüchtiger Blumist und Pomolog war. Dieser schüttelte den Kopf, besah das Bäumchen und meinte endlich, es müßte irgend ein Insekt die Wurzel abgenagt haben. Er wühlte es also aus der Erde, fand aber zu seinem Erstaunen die Wurzel gesund und frisch und keine Spur von einem schädlichen Insekt.

„Erkläre sich das, wer kann,“ sagte er endlich. „Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen, auch habe ich von einem so seltsamen Falle weder gehört, noch gelesen. Das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen.“

Röschen kehrte weinend heim. Das Bäumchen war wieder eingepflanzt, und sie hoffte, es werde sich wieder erholen. Mittags aß das Mädchen wenig und drängte die Mutter zur Abreise, damit sie ihrem Wilhelm bald erzählen könne, was dem Citronenbäumchen begegnet sei. Die Mutter sah ganz ernsthaft drein. „Wenn es nur nichts zu bedeuten hat,“ sagte sie.

„Was könnte es denn zu bedeuten haben?“ rief Röschen erschrocken.

„Nun wir werden ja sehen. Ich habe mir die Zeit gemerkt; es war fünf Minuten über drei Viertel auf elf, als es die Blätter hängen ließ.“

Sie wanderten selbender einsylbig, Röschen immer hastig voran und von sichtbarer Unruhe getrieben; die Mutter hinterdrein, sich dann und wann eine Thräne verstoßen aus dem Auge wischend.

So langten sie in dem Orte der Fabrik an und traten in Wilhelms Wohnung. Die Mutter bemerkte, wie die Blicke der ihnen Begegnenden mitleidig auf Röschen ruheten, sie sah verweinte Augen, und hörte an der Thüre eine Magd flüstern: „Herr Gott, da ist sie! Weiß sie's denn schon? Die Arme!“

Röschen lief die Treppe hinauf in Wilhelms Stube; ein weißes Tuch war über das Bett gedeckt, sie riß es hastig weg. Da lag Wilhelm todt. Röschen schrie jammernd auf. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen.

Die Hausleute und Verwandte des Verstorbenen traten mit Beileidsbezeugungen hinzu, und die vom Schmerz tief verwundeten Frauen erfuhren, daß der Jüngling wenige Minuten nach drei Viertel auf elf Uhr verschieden war.

Als das trostlose Röschen nach Hause kam, war das verhängnißvolle Citronenbäumchen gänzlich verdorrt.

Das beklagenswerthe Kind hat alle spätern Heirathsanträge von der Hand gewiesen. Sie lebt einsam auf ihrem Dorfe — ihre Mutter ist auch heimgegangen — von allen Bewohnern desselben geliebt und geehrt. Das verdorrte Citronenbäumchen mit den vertrockneten Blättern hebt sie als eine heilige Reliquie auf. Es soll ihr, wenn sie einst den trüben Erden-

traum ausgeträumt, in die Hand gegeben werden, wenn man sie in den Sarg gelegt hat.

Das Medaillon.

Die Tochter eines Kirchendieners in Gotha, ein holdes, liebenswürdiges Wesen, hatte die Bekanntschaft eines braven jungen Kaufmannes in Eisenach gemacht. Dies war im Jahre 1809. Beide fanden Wohlgefallen an einander und eh' das Jahr zu Ende ging, waren sie Verlobte. Auguste hing mit schwärmerischer Liebe an dem Manne ihrer Wahl, und wenn sie ihn in einigen Wochen nicht gesehen hatte, glaubte sie nicht leben zu können. Was bildet sich ein junges zärtlich liebendes Mädchenherz nicht Alles ein? Der Geliebte ist ihre Welt, ihr Gott.

Schmidt — dies war der Name des jungen Kaufmannes — dachte ernstlich an sein Etablissement, um die Geliebte so bald als möglich als Gattin an seinen häuslichen Heerd führen zu können, aber es stellten sich ihm mancherlei Hindernisse in den Weg. Seiner Thätigkeit gelang es inzwischen, das Ziel seiner Wünsche bestimmt auf Michaelis festzusetzen.

Im Sommer hatte er sich von einem geschickten Miniaturmaler portraituren lassen; er ließ das kleine wohlgetroffene Bild in ein goldnes Medaillon fassen und schenkte es der Geliebten zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag. Er hätte ihr keine größere Freude bereiten können. Sie trug das Medaillon nun stets auf der Brust, wie es damals die Mode mit sich brachte.

An einem schönen Augustsonntage gaben sich beide ein Stelldichein in dem romantisch gelegenen Dörfchen Thal, zwei Stunden von Eisenach, fünf Stunden von Gotha, am Fuße des Thüringerwaldgebirges. Sie sehnten sich einander zu sehen, auch hatten sie viel Nöthiges über das bald zu bestellende Aufgebot, über Trauung und Hochzeit, zu besprechen, und der Bräutigam konnte wegen seines jungen Geschäftes nicht nach Gotha kommen, auch mochte er wohl gerne mit der Braut allein sein, um gänzlich ungestört mit ihr über ihr nahe Glück, über ihre Einrichtung und die tausend kleinen und angenehmen Dinge plaudern zu können, die man aber nur mit einer Verlobten zu besprechen hat, und von denen ein Dritter nichts zu wissen braucht.

Die beiden Verlobten nahmen zusammen ein frugales Mahl ein und erstiegen dann auf den herrlichen

duftigen und schattigen Waldpfaden den Scharfenberg mit seinem hohen Wartthum, setzten sich in den Ruinen nieder, labten sich an der schönen Aussicht und hatten die Stunden verkostet, eh' sie es sich versahen. Schmidt mußte endlich an die Rückkehr denken. Er hatte den Weg zu Fuß gemacht. Auguste war zu Wagen gekommen, aber beide sahen ein, daß sie erst in der Nacht die Heimath erreichen würden, so weit war die Zeit vorgeschritten. Sie stiegen den Berg hinab, und Auguste begleitete den Geliebten noch eine Strecke durch das saftig grüne Wiesenthal. Sie hatte sich wie immer mit dem ihr so theuern Medaillon geschmückt. Sie sprachen eben, Hand in Hand wandelnd, davon, daß sie sich wegen vielfacher Geschäfte nun nicht eher wieder sehen würden bis am Tage vor der Trauung, wann er in Gotha eintreffen wollte. Er betrachtete die schöne Braut während dieses Gespräches oft mit den zärtlichsten Blicken. Plötzlich fielen seine Augen auf das Medaillon an ihrer Brust, und er rief erschrocken: „Was ist denn das mit dem Bilde?“

„Was?“ versetzte sie, und nahm das Medaillon in die Hand, um es ebenfalls zu betrachten. Zu ihrem Schrecken sah sie, daß die Farben des Bildes alle in einander geflossen waren und gar keine Spur mehr von einem menschlichen Antlitz zeigten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich.

„Mein Gott!“ rief sie, „vor wenigen Minuten sah ich das Portrait noch ganz unverehrt und jetzt diese schreckliche Zerstörung! O Himmel, Ernst, das hat ein Unglück zu bedeuten!“

„Aengstige Dich doch nicht, liebes Herz! Was wird es zu bedeuten haben! Das geht ganz natürlich zu. Du hast geschwitzt und es ist Schweiß in das Medaillon gedrungen, der die Farben angefeuchtet und das Bild zerstört hat.“

Aber Auguste hatte nicht geschwitzt; an der Außenseite des wohlverwahrten Medaillons war keine Spur von Feuchtigkeit zu entdecken.

„Das ist freilich sonderbar und ganz unerklärlich,“ sagte der Bräutigam bedenklich, nachdem er sich selbst überzeugt hatte. „Aber es giebt tausend Dinge, die wir nicht gleich begreifen können und die nichts desto weniger von natürlichen Ursachen herrühren. Alles, was auf Erden ist, entsteht und vergeht nach den Gesetzen der Natur. Vielleicht gelingt es uns noch, den Grund der Zerstörung des Bildes zu entdecken, der vielleicht in den chemischen Gesetzen liegt, denen die Farben unterworfen sind.“

„Aber warum nur gerade jetzt, in diesem Augenblicke, wann wir von einander scheiden wollen. Ach, Ernst, mir ahnet nichts Gutes! Das Herz ist mir plötzlich von Angst und Sorgen gepreßt.“

Vergebens redete ihr der Bräutigam zu; sie stellte sich wohl endlich, als werde sie durch seine Worte beruhigt, aber es war in Wahrheit nicht der Fall, und mit dem schwersten Herzen entließ sie ihn. Ja, sie rief ihn noch zwei Mal zurück und weinte schier trostlos an seinem Halse, so daß er sich gleichsam mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

In dieser trüben und angstvollen Stimmung langte sie zu Hause an; sie fühlte sich die folgenden Tage keine Minute von derselben befreit, und zuweilen steigerte sich diese Beklemmung bis zur unerträglichsten Angst. Es war ihr stets, als sei ihre Brust mit Centnersteinen belastet, und alle Geschäfte, die sich auf ihre nahe Verbindurg bezogen, verrichtete sie mit einer ihr selbst unerklärlichen Verdrossenheit, so daß eigentlich nichts Rechtes zu Stande kam.

Das Medaillon hatte sie geöffnet, das Elfenbein, auf welches das Bild gemalt war, herausgenommen, hatte es vielfach geprüft und von Sachverständigen prüfen lassen: die Sache war und blieb unerklärlich, und Augustens schlimme Ahnung wurde durch nichts verringert. Die bangende Braut lebte still in sich hinein.

In der ersten Frühe des 2. September verbreitete sich merkwürdig schnell in der Stadt das Gerücht von dem furchtbaren Unglück, welches Eisenach Abends zuvor um neun Uhr betroffen hatte. Man hatte in Gotha den flammenden Blitz gesehen, welcher das Aufspringen der Pulverwagen in Eisenach verursacht hatte, und die gothischen Spritzen legten den sieben Stunden langen Weg in zwei Stunden zurück.

Auguste war die ganze Nacht von beängstigenden wüsten Träumen heimgesucht worden. Die Schreckenskunde erreichte früh ihr Ohr. Sogleich stand die Gewissheit in ihrer Seele fest, daß ihr Verlobter nicht mehr lebe. Vergebens versuchten ihre Angehörigen ihren Jammer zu stillen. Sie reisete denselben Tag noch nach der unglücklichen Nachbarstadt. Ihre Ahnung hatte sich leider nur zu wahr bestätigt. Sie fand nicht einmal die Leiche des jungen Mannes, dem ihr Herz gehört hatte. Er war unter den zusammengestürzten Häusern begraben und verbrannt. Trostlos kehrte sie in die Heimath zurück. Ein unsiegbarer

Ernst bemächtigte sich ihres Lebens. Sie hat sich nicht verheirathet und bewahrt das so wunderbar unheimlich zerstörte Portrait als Andenken an ihren Geliebten und an eine Stunde voll süßer Liebeseligkeit und bitterer Todesahnung.

Miscellen.

(Eine diplomatische Anekdote.) An einem schönen Sommerabende des Jahres 1780 befand sich in einem reizenden Landhause in der Nähe des Haags eine Gesellschaft, die gut gegessen hatte und sich berieth, wie der nächste Tag so angenehm als möglich verbracht werden könnte. Es war in dem Hause des französischen Gesandten bei den Vereinigten Provinzen. Einer der Anwesenden erwähnte auch das berühmte Scheveninger Gericht „Waterlisch“ und machte von dem Wohlgeschmack desselben eine so verführerische Beschreibung, daß man einstimmig beschloß, dieses holländische Nationalgericht zu kosten. Am andern Tage begab sich denn auch gleich am frühen Morgen der Haushofmeister des Gesandten mit seinen Leuten nach Scheveningen, um da die nöthigen Anstalten zu treffen. Später folgte der Gesandte selbst mit seinen Gästen. Man war sehr vergnügt, der Waterlisch schmeckte vortreflich und die französischen Weine thaten das Uebrige. Bei der Abreise verlangte der Haushofmeister die Rechnung von dem Wirthe und man forderte ihm 1500 Francs ab. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und der Gesandte selbst, den man von dieser unerhörten Forderung in Kenntniß setzte, bestand darauf, daß nachgelassen werde. Da er aber allein nicht durchzubringen vermochte, ließ er den Bürgermeister rufen, der vor allen Dingen fragte, ob man mit dem Wirthe vorher über den Preis sich vereinigt habe. Dies wurde verneint, der Bürgermeister wendete sich an seinen Landsmann und ersuchte ihn, die Rechnung herabzusetzen. Der Wirth blieb indes bei seiner Forderung unverändert stehen und behauptete, er wisse am besten, was er fordern könne, und er habe 1500 Francs verdient. Der französische Gesandte wendete sich, da ihm der Bürgermeister nicht helfen konnte, an die holländische Regierung, aber ebenso vergebens. Er mußte bezahlen, berichtete aber an seine Regierung und die Sache machte ein so großes Aufsehen, daß man eine Zeitlang fürchtete, Frankreich werde Holland wegen dieser Rechnung den Krieg erklären. Nach einiger Zeit zeigte der Gesandte der Vereinigten Provinzen in Paris seinem Haushofmeister an, er wüßte matelote à la Rapée (ebenfalls ein Fischgericht) zu essen. Eigentlich wünschte es aber die hübsche Tänzerin, welche der Gesandte unterhielt. Die Diplomatie hat dem Ballet noch nie etwas abgeschlagen und so erhielt denn der Haushofmeister des Gesandten den Auftrag, in einem hübschen Wirthshause an der Seine die nöthigen Einrichtungen treffen zu lassen und matelote zu bestellen. Alle Hoffnungen wurden denn auch wirklich übertroffen, das Gericht war vortreflich, die hübs-

sche Tänzerin zeigte sich dankbar und der Gesandte war glücklich. Endlich mußte aber doch aufgebrochen werden und man verlangte die Rechnung, die nicht weniger als 3000 Francs betrug. Der Gesandte gerieth außer sich und ließ den Wirth rufen, der ganz ruhig erklärte, er müsse am besten wissen, was er zu fordern habe. Der Diplomat wollte eben heftig antworten, aber er besann sich plötzlich eines Bessern und sagte lächelnd: „Ich verstehe, ich habe den Waterlisch von Scheveningen mit zu bezahlen.“ Er gab Befehl, die Rechnung zu bezahlen, die Tänzerin lachte und der Gesandte errieth, daß das Ballet ebenfalls im Dienste der Diplomatie stehe.

(Madame Lacoste.) Es macht in diesem Augenblicke der Prozeß der Madame Lacoste, welche ihren Mann vergiftet haben soll, eben so großes Aufsehen, wie der berühmte Prozeß Lafarge, und er ist allerdings in einem Punkte wenigstens noch interessanter als dieser. Madame Lacoste erschien vor dem Gerichte ganz schwarz gekleidet; ein schwarzer sehr dünner Schleier verhüllte zwar ihr Gesicht, doch nicht so, daß man ihre Züge nicht hätte sehen können. Ihr Gesicht ist sehr hübsch, namentlich hat sie außerordentlich schöne Augen. Lange schwarze Locken umhüllen anmuthig ihr Gesicht. Anfangs sah sie sehr bleich aus, allmählig aber kehrte eine lebhaftere Farbe auf ihre Wangen zurück. Der Mitangeklagte, Meilhan, ist ein Mann mit weißem Haar, der aber noch ziemlich rüstig ausieht. Seine Züge verrathen Gutmüthigkeit. Er schien durchaus nicht besorgt zu sein, sondern lächelte. — Heinrich Lacoste hatte im Jahre 1841 seine Nichte Euphémie Bergès geheirathet. Ob er gleich hoch in Jahren stand, schien er doch noch sehr rüstig zu sein, und nichts verrieth, daß er am Ende seines Lebens stehe, als er am 16. Mai 1843 plötzlich erkrankte und nach acht Tagen verschied. Einige Tage nachher legte seine junge Wittwe Euphémie ein Testament vom 1. Juli 1841 vor, in welchem sie zur Universalerin ihres Mannes ernannt war, der ihr ein Vermögen von etwa 700,000 Frs. hinterließ. Leider erfreuete sie sich ihres Wohlstandes nicht lange in Ruhe, denn es verbreitete sich bald das Gerücht, ihr Mann sei an Gift gestorben, und sie habe es ihm in Verbindung mit dem Schullehrer Meilhan gegeben. Sie selbst trug sofort darauf an, daß die Leiche ihres Mannes wieder ausgegraben werde. Dies geschah, und mehrere ausgezeichnete Aerzte und Chemiker erhielten den Auftrag, Untersuchungen anzustellen, welche das Dasein einer bedeutenden Quantität Arsenik in dem Körper ergaben. Die öffentliche Stimme erklärte, Lacoste habe das Gift durch Meilhan und Euphémie Bergès erhalten. Die letztere stand im 22. Jahre, als sie die Frau Lacostes wurde. Anfangs lebten sie, wie es schien, vollkommen glücklich mit einander; die junge Frau that Alles, was dem alten Manne gefallen konnte, sie rasirte ihn sogar täglich, obwohl er nichts weniger als liebenswürdig, sondern geizig und im höchsten Grade eifersüchtig war, so daß seine Frau allein Niemanden besuchen, nicht einmal allein in die Kirche gehen durfte. Erst nachdem Lacoste die Hoffnung auf-

geben mußte, einen Erben seines Namens und Vermögens zu erhalten, fing er an, über seine Frau zu klagen, und warf seine Augen auf Dienstmädchen, um wenigstens ein uneheliches Kind zu erhalten. Die junge Frau bemerkte dies, es kam darüber zu heftigen Auftritten, und Lacoste äußerte gegen mehrere Bekannte, er würde ein anderes Testament machen lassen. Um diese Zeit war Meilhan, der in der Gegend nicht im besten Rufe stand, oft in dem Hause und er schien sich besonders an die junge Frau anzuschließen. Bald darauf besuchte Lacoste mit seiner Frau den Jahrmarkt zu Riquepeu, wo Meilhan wohnte, den er dort im Gasthause traf. Nachmittag klagte Lacoste plötzlich über Schmerzen im Leibe und sagte zu mehreren Bekannten, er sei unwohl geworden, seit ihm Meilhan ein Glas Wein gegeben habe. Die Schmerzen nahmen zu und er mußte nach Hause gehen. Seine Frau pflegte ihn ganz allein, ließ Niemanden zu ihm und berief erst am fünften Tage einen Arzt, dem sie erzählte, ihr Mann habe sich durch allerlei unverdauliche Speisen den Magen verdorben. Der Arzt glaubte dies, und wenige Tage darauf starb der Kranke. Meilhan, der bisher in schlechten Verhältnissen gelebt, hatte auf einmal viel Geld und mehrere Zeugen sagten aus, er habe erklärt, daß es ihm die Wittve Lacoste geschenkt. Nach dieser Darstellung scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Lacoste durch seine Frau und Meilhan vergiftet wurde. In dem langen Zeugenverhöre stellten sich aber zwei wichtige Punkte heraus, einmal nämlich, daß Lacoste, wenn er, was häufig geschah, sich den Magen verdorben hatte, jedes Mal sagte, er habe ein Glas Wein getrunken, auf das ihm unwohl geworden, und zweitens besonders, daß er öfters an Krankheiten gelitten, die man nicht nennt, daß er die Aerzte nicht leiden konnte, sich selbst nach einem alten Buche insgeheim behandelte, die Mittel, die er anwendete, selbst bereitete und zu diesen Mitteln Arsenik nahm. Dies wurde von dem Vertheidiger der Madame Lacoste besonders hervorgehoben, der glaublich zu machen sucht, Lacoste habe sich durch Anwendung solcher Arsenikmittel selbst vergiftet. Die Aerzte, welche bei den Verhandlungen zugezogen wurden, konnten nicht läugnen, daß eine solche Vergiftung möglich sei, wenn sie auch selten vorkommen möchte. Die Geschworenen, welche zuletzt über Schuldig oder Nichtschuldig sich zu erklären hatten, sprachen deshalb auch einstimmig, nach kurzer Berathung, aus, die Wittve Lacoste und Meilhan wären nicht schuldig.

(Michel Kalliphurnas.) Ein Philhellene, der in dem laufenden Jahre Griechenland wieder besuchte, erzählt unter anderem, daß er seinen besten Freund, Michel Kalliphurnas, in einem Kloster auf dem Berge Athos wiedergefunden habe, wohin ihn Gewissenspein geführt habe. Nachdem er nämlich tapfer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft, hatte er sich mit seiner Schwester Phrossa (Euphrosine) nach Athen begeben, um dort die bedeutenden Besizungen seiner Familie zu übernehmen. Die schöne Phrossa galt für eines der reichsten Mädchen im jungen Griechenland und es fanden sich viele Be-

werber um ihre Hand ein. Unter diesen war auch ein junger Fürst, Nerio, der den tiefsten Eindruck auf das Herz der Jungfrau gemacht zu haben schien. Bei einer Abendgesellschaft im Hause der Geschwister kam das Gespräch auf Geister und Gespenster und Michel erklärte bestimmt, daß er an alle diese Märchen nicht glaube. Die gesammte Gesellschaft nannte ihn einen Freigeist, einen Freimaurer, und selbst seine Schwester bat ihn dringend, weniger rücksichtslos zu sprechen. Der junge Michael Kalliphurnas lachte aber darüber und erbot sich, auf jede beliebige Weise darzutun, daß er keine Furcht vor Gespenstern kenne. Nerio, der eben so ungläubig war, forderte den Freund auf, auf dem Grabe eines türkischen Heiligen in der Nähe des Hauses einen — Eierkuchen zu backen. Michel ging in diesen Scherz ein und erklärte, die Kohlenpfanne auf dem Grabe zurücklassen und den Eierkuchen der Gesellschaft überbringen zu wollen. Mehrere junge Männer erboten sich, um die Furchtsamen zu beruhigen, mitzugehen und in der Nähe zu bleiben, um dem Frevelnden beizustehen, wenn ihm etwas zustossen sollte. Kalliphurnas machte sich mit den nöthigen Geräthen auf den Weg und die Freunde folgten ihm von Weitem. Nachdem er Feuer angezündet hatte, ließen sich, aus dem Grabe heraus, wie es schien, die Worte hören: „Ungläubiger, was thust Du? Fliehe, wenn Du den Frevel nicht mit dem Leben büßen willst.“ In demselben Augenblicke richtete sich neben dem Leichensteine ein großer Kopf mit einem Turban auf, der den Mund weit aufsperrte. Michel nahm, in Angst oder aus Kergerniß über die Störung, das kochende Del, das er zu dem Eierkuchen verwenden wollte, und schüttete es in den Mund der Erscheinung. Als bald schallte weit hin durch die stille Nacht ein entseßlicher Schrei; die Freunde Michels eilten herbei, und nachdem sie die Laterne, die umgefallen und verloschen war, wieder angezündet hatten, sahen sie einen todtten Menschen neben dem Grabe liegen. Der Todte war Nerio, welcher die Gesellschaft still verlassen hatte, um seinen Freund Kalliphurnas zu erschrecken, und durch denselben auf so entseßliche Weise um das Leben gebracht worden war. — Michel selbst hatte das Unglück seiner Schwester zu melden, welche den Verlust des Geliebten gefaßter ertrug, als man erwartet hatte, und ihren Schmerz im Wohlthun zu vergessen suchte. Der unglückliche Kalliphurnas aber konnte sich nicht trösten, entsagte seiner glänzenden Zukunft, seinem großen Vermögen, und zog sich mit seinem Schmerz in die Einsamkeit eines Klosters zurück.

(Die ouis und die yes.) Die Mahuris, ein Volkstamm auf Neuseeland, haben kürzlich dreißig Engländer, die sich dort niedergelassen hatten, erschlagen und — verzehrt. Ein Brief aus Neuseeland, den französische Blätter mittheilen und der von einem Franzosen herrührt, schildert den Vorfall ausführlich und erwähnt, daß der Brieffschreiber bei diesen Mahuris ankam, als sie eben noch ihr schauerliches Mal hielten. „Da ich die Sprache der Wilden verstand, so sprach ich meinen Unwillen gegen sie aus und drohete, sie durch die Leute

von unserm Schiffe züchtigen zu lassen. Die Wilden erschraaken darüber und antworteten: Wir essen keine Mahuris, sondern yes yes (so nennen sie die Engländer). Auch zeigten sie mir noch einen Kopf, an welchem ich den Capitain Wakefield erkannte, der uns vor nicht langer Zeit gastlich in seinem Hause aufgenommen hatte. Ich schauderte bei diesem Anblicke und meine Begleiter machten mir Vorwürfe, daß ich die Wilden gereizt habe, weil wir nur fünf gegen 260 waren. Aber sie beruhigten uns, indem sie sagten: die oui oui (wie sie die Franzosen nennen) sind gut, aber die yes yes sind schlecht. Dann erzählten sie, sie hätten die Engländer erschlagen, weil diese an einer Strecke der Küste sich hätten niederlassen wollen, ohne den Boden erkauft zu haben.“

Generalcorrespondenz.

Die Criminalprozesse machen in Frankreich großes Aufsehen und die Gerichtssäle, in denen sie verhandelt werden, beinträchtigen die Theater, wie sie das Interesse für die Romane schwächen, welche die Zeitungen ihren Lesern täglich bruchstückweise vorlegen. Namentlich klagt man, daß sich die Damen zu jenen Verhandlungen über Verbrechen gerade so drängen wie in die Theater, wenn diese Stücke voll Mord und Blut aufzuführen. Die Zeitungen überbieten einander in rascher und ausführlicher Mittheilung der Verhandlungen; die Patrie z. B. zeigte kürzlich an, sie bringe die Nachrichten über den Prozeß der Lacoste früher als alle andern, weil sie ihr durch eine besondere Staffette und dann durch eine besondere Locomotive auf der Eisenbahn zukämen. Wir sind für Deffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, aber auch dafür, daß die Verhandlungen nicht zu einem Schauspiel für die Menge herabgewürdigt werden. — Auf der Insel Bourbon steht übrigens ein Prozeß bevor, der an Grauenshaftigkeit alles überbieten dürfte, was man in dieser Art kennen gelernt hat. Dort nämlich ist ein Schwarzer, Sylvan, geradezu der Menschenfresserei angeklagt, denn er verzehrte in einem Anfall von Eifersucht ein Kind, das seine Geliebte zur Welt brachte, und dessen Vater er nicht war. Kann man sich eine dramatischere Person denken als einen menschenfresserischen Schwarzen, der den zarten Schäfernamen Sylvan führt? —

Jetzt fängt man sogar im Auslande an, über die Duldung der grünen Tische in den deutschen Bädern sich ziemlich stark auszusprechen, und man enthüllt dort ungeheuer die Mittel, deren sich die Spielpächter bedienen, um neue Opfer heranzuziehen. Alle gewöhnlichen Mittel sind aber nun erschöpft, selbst die Engländer glauben nicht mehr an die russischen Fürsten, welche die Bank an einem Abende drei Mal sprengen sollten, wie in den Zeitungen ausposaunt wird. Was nun? Ein Spielpächter in Deutschland hat für 20,000 Francs einen bekannten Schriftsteller erkauft, der ihm mit aller Kunst des Raffinements ein Buch schreiben soll, welches einen Sommer in dem betreffenden Bade schildert. Das Buch soll mit Stahl-

stichen etc. kostbar ausgestattet werden und die Augen der Reichen in Europa auf jenes Bad lenken. Daß der Spielpächter alle Mittel anwendet, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß er einen literarischen Groupier fand. —

Daß die Polizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr gutmüthiger Natur ist, haben wir lange gewußt, ein recht schlagendes Beispiel davon ist aber der nachstehende Vorfall. Zwei Mädchen aus Neu-Orleans, die nicht in dem besten Rufe standen, hatten sich mit weiblichen Secundanten nach Bayou Saint Jean begeben, um da eine Ehrensache wegen eines jungen Mannes, um dessentwillen sie sich veruneinigt hatten, mit Pistolen und bowie knives (langen Messern) auszumachen. Die Polizei, welche Nachricht davon erhielt, schritt indeß ein, um einen blutigen Kampf zu verhüten. Aber sie war so galant, den Gegnerinnen zu gestatten, in ihrer Gegenwart den Streit mit natürlichen und angeborenen Waffen auszugleichen. Als dies geschehen war, sorgte sie dafür, daß die Mädchen unangefochten und auf verschiedenen Wegen nach Hause gelangten. —

In England hat man zufällig ein sehr schönes Miniaturportrait von Milton, dem berühmten Dichter des „verlorenen Paradieses“ gefunden. Es war im Besitze einer englischen Familie gewesen, die in Tours gelebt hatte, und wurde in London, wohin man es sandte, sehr theuer verkauft. —

Wir haben früher erzählt, daß man bei dem Bankier Caccia in Paris eine Kiste mit den Handschriften von Lord Byron gefunden habe. Die Sache verhält sich wirklich so und man erfährt, daß der Besitzerin dieser Schätze, der Gräfin Guiccioli, bereits mehrmals, namentlich von England aus, bedeutende Summen dafür geboten worden sind, Summen bis 25,000 Thaler. Die Gräfin will sie erst später veräußern und dann von dem Ertrage ein des Dichters würdiges Denkmal errichten. Man sieht an diesen Handschriften, wie sehr der Dichter an seinen Werken gefeilt hat; manche Verse sind drei, vier Mal und noch öfterer an den Rand geschrieben. Das Ungedruckte, was sich darunter befindet, will die Gräfin bald herausgeben. —

In Angouleme in Frankreich hat man die Erfindung gemacht, Papier aus einer sehr häufig wachsenden Wasserpflanze zu bereiten und das Journal Charentais wird bereits auf solches Papier gedruckt, das sehr gut aussehen und weit billiger sein soll als das Lumpenpapier. — Bei dieser Gelegenheit sei zugleich eine andere neue Erfindung erwähnt, welche sämtliche Dampfmaschinen verdrängen wird. Ein junger Franzose, der in der Heimath keine Unterstützung fand, ging nach England, um seine Idee auszuführen. Es ist ihm gelungen, die Maschine fertig da und die berühmtesten englischen Maschinenbauer staunen sie an. Einer derselben, Penn in Greenwich, der mehrere große Dampfsschiffe gebaut hat, betrachtete die ganz neue Maschine, die ihn vielleicht zum armen Manne macht,

lange schweigend und rief dann aus: „Hätte ich sie, ich vergräbe sie tief in meinen Garten.“ Bei den Dampfmaschinen muß eine große Wassermasse verdampft werden, um Triebkraft zu erhalten, und dazu gehört eine große Menge Brennmaterial, welches die Dampffahrten etc. so theuer macht. Uebrigens sind die Dampfmaschinen auch sehr gefährlich, was sich nicht wegläugnen läßt. Die neue Erfindung besteht nun darin, statt des Dampfes heiße Luft anzuwenden; dabei fällt der Kessel weg, man braucht nicht ein Fünftel des Brennmaterials und die Hauptsache ist, daß von Gefahr dabei nicht mehr die Rede sein kann. Die erste fertige und im Gange befindliche Maschine dieser Art befindet sich in einer großen Anstalt bei London und es wird nicht lange währen, so fahren Bote, von ihr getrieben; auf der Themse, auf den Eisenbahnen und sodann auf dem Weltmeere. —

Der auch in Deutschland wohlbekannte italienische Sänger Moriani macht jetzt in London das ungeheuerste Aufsehen. —

Es ist häufig von dem kostbaren Gold- und Silbergeschire der englischen Souveraine die Rede, welches sich im Schlosse Windsor befindet, und das erst kürzlich wieder bei der Anwesenheit des Kaisers von Rußland daselbst allgemein bewundert wurde. Man schätzt den Werth dieses Tafelgeschires auf beinahe vierzehn Millionen Thaler. Es befindet sich darunter ein goldenes Service, das Georg IV. ankaufte, und das Alles enthält, was für hundert und dreißig Gäste nöthig ist. —

In Paris herrscht neben Glanz und Reichthum so viel Arthemuth, daß nach einer neuen Berechnung von der Million Einwohner, welche die Stadt jetzt hat, 350,000 in den Hospitälern sterben müssen. —

Die Reiterstatue des Kaisers Napoleon, welche der Bildhauer Marochetti bearbeitet, war kürzlich im Modell von Pappe aufgestellt. Das Piedestal ist mit Verzierungen bedeckt; das Pferd ruht auf drei Beinen; der Kaiser ist in römischer Tracht dargestellt, mit einem Mantel auf den Schultern, den Scepter in der Hand und der Kaiserkrone auf dem Haupte. —

In der vornehmen Welt in England wird es, seit sie sich mehr und mehr von dem Theaterbesuche zurückzieht, wie wir mehrmals erwähnt haben, Mode, Vorlesungen, namentlich von Bühnenstücken, zu veranstalten, und es ist diese Mode gewiß sehr zu billigen. Von jeder jungen Dame wird erwartet, daß sie sich an das Piano setzen und zur Unterhaltung ihrer Freunde spielen und singen kann; ist aber eine von funfzig, ja ist eine von fünfhundert im Stande, ein Gedicht oder gar ein Bühnenstück auch nur mit einem Schein von dramatischem Effect vorzulesen? Wir bezweifeln es und wünschen deshalb, daß das Bestreben, schön vorzulesen, recht allgemein werden möge.